

Mit dem Artemis-Programm planen die Amerikaner gerade eine neue, bemannte Mondmission. Sie gilt schon jetzt als Vorbereitung für spätere Flüge zum Mars. Höchste Zeit, den extraterrestrischen Blick auch literarisch zu befragen. Der Zürcher Germanistik-Professor **Philipp Theiso**hn ist dafür der einschlägige Gesprächspartner – von ihm erscheint gerade eine „Einführung in die außerirdische Literatur. Lesen und Schreiben im All“ (Matthes & Seitz, 496 Seiten, 25 Euro). Wir treffen uns im digitalen Raum, per Zoom.

VON JAN KÜVELER

DIE LITERARISCHE WELT: Von Kepler bis zu den apokryphen „Space Cantos“ eines dänischen Beatniks, von Paul Scheerbart bis zu „Star Trek“: Sie haben ein Buch mit kosmischen Dimensionen geschrieben. Sie nennen es bescheiden eine Einführung, aber es ist viel mehr als das.

PHILIPP THEISOHN: In der Tat versteht man unter einer „Einführung“ für gewöhnlich etwas Schmaleres. Dennoch glaube ich, dass es tatsächlich eine Einführung ist, denn das Buch macht im Grunde nur eine Tür auf, hinter der sich viel mehr Texte verbergen, als es selbst überblicken kann. Deswegen konnte es mir auch nie um Vollständigkeit gehen, dazu bin ich auch nicht genug Nerd. Ich habe mich der außerirdischen Literatur vielmehr im Bewusstsein genähert, dass ich viel zu wenig über sie weiß. Ich wollte ja kein Buch über den Weltraum als literarisches oder wissenspoetisches Motiv schreiben. Es ging mir stattdessen um eine Wechselbeziehung, die sozusagen eine Autorschaft des Weltraums mitdenkt. Diese Autorschaft gibt sich unverstellt erstmals bei Kepler zu erkennen – und von da ab muss man ihr nachspüren, denn nicht bei allem, wo „Weltall“ draufsteht, handelt es sich um außerirdische Literatur. Im Gegenteil: Schon das 18. Jahrhundert redet oft und gern vom Weltall und seinen Bewohnern, nur um gleichzeitig zu suggerieren, dass das alles nichts mit uns zu tun hat. Immerhin muss die menschliche Vernunft ja die Kontrolle behalten. Der Diskurs des außerirdischen Lesens und Schreibens wird dementsprechend auch systema-

auch ein fantastisches Werkzeug. Extraterrestrische Literatur beschreibt hingegen aus meiner Sicht ein Medium innerhalb eines Machtverhältnisses, und zwar des Machtverhältnisses zwischen dem Weltraum und der Erde. Die Geschichte der astronomischen oder astrophysikalischen Spekulation kann ja immer nur eine Seite dieses Verhältnisses fassen. Wie sich die Aufklärung Außerirdische vorstellt

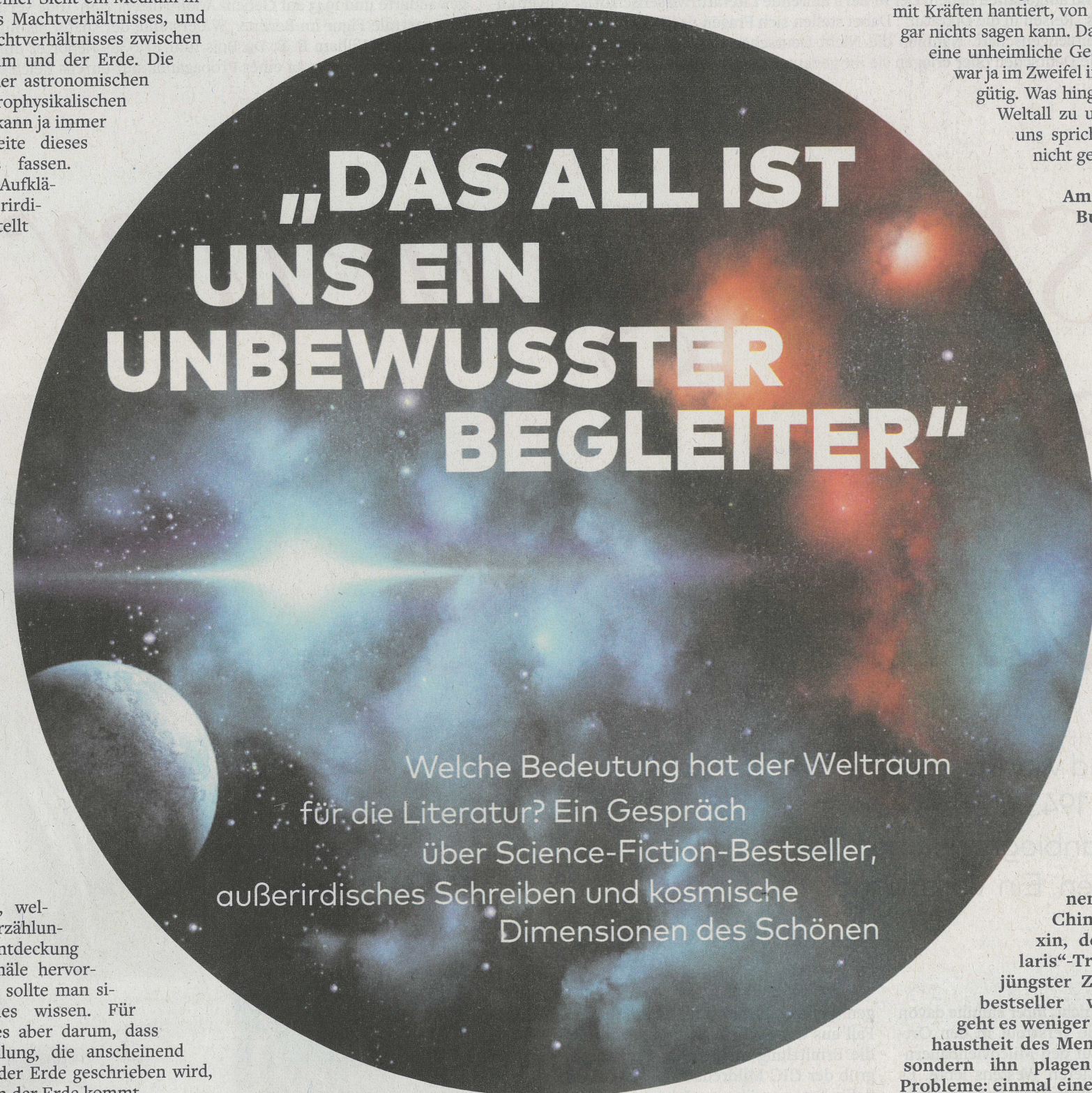
und warum, welche Kulturerzählungen die Entdeckung der Marskanäle hervorbringt – das sollte man sicherlich alles wissen. Für mich geht es aber darum, dass diese Erzählung, die anscheinend immer von der Erde geschrieben wird, gar nicht von der Erde kommt.

Inwiefern nicht von der Erde?

In dem Moment, in dem es uns zur unabweislichen Gewissheit wird, dass der Raum außerhalb der Erde als ein Le-

sondern er selbst, als Person. Dicks „Exegesis“ ist letzten Endes ein

Unendliche Weiten – auch für die Literatur



man kann sich im Verkehr mit den Außerirdischen nicht mehr auf ihn berufen. Es wird dann langsam klar, dass man hier mit Kräften hantiert, von denen man so gar nichts sagen kann. Das ist natürlich eine unheimliche Geschichte. Gott war ja im Zweifel immer erst mal gütig. Was hingegen aus dem Weltall zu uns und durch uns spricht, wissen wir nicht genau.

Am Ende Ihres Buchs begeg-

nen wir dem Chinesen Liu Cixin, dessen „Trilogie“ in jüngster Zeit ein Weltbestseller wurde. Dem geht es weniger um die Unbehaglichkeit des Menschen im All, sondern ihn plagen handfestere Probleme: einmal eine Alien-Invasion, zum Zweiten das Problem, wie man Wissen haltbar macht, über Äonen hinweg.

Liu Cixin ist auch deshalb groß, weil er so unterhaltsam schreiben kann – und

Die Metapher vom lesbaren Weltall findet sich auch bei Liu. Hier wird Wissen vorrätig gehalten, indem man es in Stein eingraviert – eine uralte Kulturtechnik erweist sich als geeigneter als jede High Tech.

Um jetzt doch noch einmal auf die Science-Fiction en général zu sprechen zu kommen: Sie hat an dieser Schärfung des Blicks für Les- und Schreibbarkeit einen gehörigen Anteil, da sich ihre Faszination für diese Fragen nie brechen ließ. Und das hat seinen Grund: Science-Fiction lebt von der Verfremdung, und die wirkt dort am stärksten, wo sie auf Vertrautes angewendet wird. Und das, was der Literatur am allervertrautesten ist, ist nun einmal die Schrift, das Medium, in dem sie verfasst ist. Das höchste Maß an Selbstreflexion erzielt Science-Fiction deswegen dadurch, dass sie genau auf diese Verfahren, auf diese Technologie, in der Verfremdung reflektiert: Was ist überhaupt die Voraussetzung dafür, dass so etwas wie Schrift existieren kann? Wer braucht das? Ist das etwas, das allen Kulturen gemein sein muss, und zwar selbst in der abstraktesten Form? Die außerirdische Literaturwissenschaft teilt diese Reflexionen mit der Science-Fiction und stellt ihr gern ihr Wissen zur Verfügung.

Ist das alles gut lesbare Literatur? Nicht jeder Autor schreibt ja so unterhaltsam wie Liu Cixin.

Gelangweilt habe ich mich eigentlich nie. Ich habe da allerdings auch eine große Toleranz. Entscheidend ist immer, dass man eine Perspektive findet, von der aus auch scheinbar dröge und überforschte Texte – also so etwas wie Cyranos „Reisen zum Mond und zur Sonne“ oder Wells’ „Krieg der Welten“, selbst Laßwitz’ „Auf zwei Planeten“ ist ja mittlerweile Kanon –, in einem anderen Licht zu schimmern beginnen. Das Projekt einer außerirdischen Literatur zwingt einen zu solch einer Perspektive. Über fünfhundert Jahre spricht hier ein von Erdmenschen uneinnehmbarer Raum durch ein vermeintliches irdisches Medium. Es wäre doch einfach kruder Terrazentrismus, wenn die Literaturwissenschaft sich nicht dazu aufraffen könnte, die außerirdische Position zu akzeptieren und die Rede vom All als Projektionsfläche humanoider Phantasmen und Wissensdiskurse einzustellen. Es macht im Übrigen auch sicher viel mehr Spaß, Kant mit den Augen der Marsianer zu lesen, von deren Existenz

in die außerirdische Literatur. Lesen und Schreiben im All“ (Matthes & Seitz, 496 Seiten, 25 Euro). Wir treffen uns im digitalen Raum, per Zoom.

VON JAN KÜVELER

DIE LITERARISCHE WELT: Von Kepler bis zu den apokryphen „Space Cantos“ eines dänischen Beatniks, von Paul Scheerbart bis zu „Star Trek“: Sie haben ein Buch mit kosmischen Dimensionen geschrieben. Sie nennen es bescheiden eine Einführung, aber es ist viel mehr als das.

PHILIPP THEISOHN: In der Tat versteht man unter einer „Einführung“ für gewöhnlich etwas Schmaleres. Dennoch glaube ich, dass es tatsächlich eine Einführung ist, denn das Buch macht im Grunde nur eine Tür auf, hinter der sich viel mehr Texte verbergen, als es selbst überblicken kann. Deswegen konnte es mir auch nie um Vollständigkeit gehen, dazu bin ich auch nicht genug Nerd. Ich habe mich der außerirdischen Literatur vielmehr im Bewusstsein genähert, dass ich viel zu wenig über sie weiß. Ich wollte ja kein Buch über den Weltraum als literarisches oder wissenschaftliches Motiv schreiben. Es ging mir stattdessen um eine Wechselbeziehung, die sozusagen eine Autorschaft des Weltraums mitdenkt. Diese Autorschaft gibt sich unverstellt erstmals bei Kepler zu erkennen – und von da ab muss man ihr nachspüren, denn nicht bei allem, wo „Weltall“ draufsteht, handelt es sich um außerirdische Literatur. Im Gegenteil: Schon das 18. Jahrhundert redet oft und gern vom Weltall und seinen Bewohnern, nur um gleichzeitig zu suggerieren, dass das alles nichts mit uns zu tun hat. Immerhin muss die menschliche Vernunft ja die Kontrolle behalten. Der Diskurs des außerirdischen Lesens und Schreibens wird dementsprechend auch systematisch verdrängt. Also musste ich ihn oft erst einmal ausgraben. Das hat gedauert.

In Ihrem Buch unterscheiden Sie erstens Science-Fiction und „außerirdische Literatur“. Und zweitens gibt es eine Metapher, die alles grundiert: der Weltraum als Text, als etwas, das geschrieben und gelesen sein will.

Es gibt eine große Schnittmenge zwischen Science-Fiction und extraterrestrischer Literatur. Aber sie sind nicht deckungsgleich, und das hat einen bestimmten Grund. Science-Fiction ist für mich zunächst mal eine Poetologie, ein Erzählverfahren. Je nachdem, wen man fragt, weist sie eine bestimmte Intentionalität auf, eine bestimmte Mechanik, auch eine Pragmatik, die festlegt, was die Literatur eigentlich leisten soll. Davon ausgehend sucht die Science-Fiction sich Bildfelder und Topoi, die ihrem Prinzip der Verfremdung dienlich sind. Ein prominenter Topos ist sicherlich das Weltall, aber eben: Das Weltall bleibt dabei primär ein Werkzeug, wenn

und warum, welche Kulturerechnungen die Entdeckung der Marskanäle hervorbringt – das sollte man sicherlich alles wissen. Für mich geht es aber darum, dass diese Erzählung, die anscheinend immer von der Erde geschrieben wird, gar nicht von der Erde kommt.

Inwiefern nicht von der Erde?

In dem Moment, in dem es uns zur unabweislichen Gewissheit wird, dass der Raum außerhalb der Erde als ein Lebensraum vorgestellt werden kann und muss – also seit der Debatte zwischen Kepler und Galilei Anfang des 17. Jahrhunderts –, wird unser Denken von einem außerirdischen Bewusstsein unterspült. Wir wissen genau, dass der Raum, in dem wir leben, viel, viel, größer ist als der Raum, in dem wir zu leben glauben. Das All ist uns ein unbewusster Begleiter, eine Souffleuse, die unser Tun kommentiert und fortwährend zu uns spricht. Und ich glaube, unter diesen Bedingungen zu schreiben ist grundsätzlich etwas anderes, als in einem Medienszenario zu schreiben, in dem die Sterne einfach göttliche Zeichen sind. Mit dem Weltall als potenziell bewohnbarer Sphäre kommt etwas von außen in uns zu sich, etwas, das sich in uns und durch uns ausdrücken will. Die Literatur ist der Seismograf dieses Bewusstseins.

Von Philip K. Dick zitieren Sie einen Brief, in dem er seine Überzeugung bekundet, von außen geschrieben zu werden, also nicht nur seine Texte,

sondern er selbst, als Person.

Dicks „Exegesis“ ist letzten Endes ein wunderbares, anrührendes Dokument dieser Konstellation. Man sieht da jemanden allabendlich am Schreibtisch sitzen, der überzeugt ist: „Das, was ich schreibe, wird durch mich hindurch geschrieben, und der Verwandlung, die ich dabei durchlaufe, werdet auch ihr nicht entkommen können.“ Das sind Einsichten, die erst mal psychotisch klingen mögen, aber sie sprechen gerade in dieser fantastischen Verquickung von Selbstdokumentation und Fiktion etwas Wahres aus. Was Dick erlebt, dass er nämlich zum Medium außerirdischer Kräfte wird, ist der Kerngedanke einer großen literarischen Tradition, die bei Kepler beginnt. Dort ist die Mechanik noch raffinierter, es braucht mehrere Zwischenstationen, einen Traum von einem Buch, in dem die Geschichte eines Menschen erzählt wird, dessen Seele ein Dämon auf den Mond entführt. Aber die Einsicht ist die gleiche, und sie schreibt sich dann über viele Epochen und Genres fort, bis in unsere Gegenwart zu Ann Cotten, die eine Erzählung

geschrieben hat, in der es von den Außerirdischen heißt, dass wir „ihre Tinte, ihre Lauge oder ihr Computer“ sind.

Wie verhält sich diese Bewegung eigentlich zur Stiftung von Buchreligionen? Auch dort diktiert ein extraterrestrisches Wesen, Gott, ein Buch, direkt oder auf Umwegen.

Das ist eine sehr verwandte Bewegung. Was man schon daran sieht, dass die aus der Religion bekannten Erzählungen wie die Jakobsleiter und der Sturz Luzifers in der außerirdischen Literatur immer wieder aufgegriffen und in das Verhältnis irdischer-außerirdischer Raum umgemünzt werden. Der Unterschied zeigt sich freilich dann, wenn man zu fragen beginnt, ob Gott wirklich ein „extraterrestrisches Wesen“ ist. In der außerirdischen Literatur kann er eigentlich nur so lange existieren, wie er im All keinen Ort hat, sondern selbst vielmehr Ort des Alls ist. Wenn man im 17. Jahrhundert auf Mondbewohner trifft, dann fallen die beim Ausruf „Jesus Maria“ noch alle auf die Knie. Zweihundert Jahre später spricht man über Gott im All kaum noch,

UNS EIN UNBEWUSSTER BEGLEITER“

Welche Bedeutung hat der Weltraum für die Literatur? Ein Gespräch über Science-Fiction-Bestseller, außerirdisches Schreiben und kosmische Dimensionen des Schönen

nen wir dem Chinesen Liu Cixin, dessen „Trilogie“ in jüngster Zeit ein Weltbestseller wurde. Dem geht es weniger um die Unbehaustheit des Menschen im All, sondern ihn plagen handfestere Probleme: einmal eine Alien-Invasion, zum Zweiten das Problem, wie man Wissen haltbar macht, über Äonen hinweg.

Liu Cixin ist auch deshalb groß, weil er so unterhaltsam schreiben kann – und von Karin Betz toll ins Deutsche übersetzt wird. Bei ihm geht es tatsächlich darum, so etwas wie ein „galaktisches Wissen“ zu kondensieren und über die Dauer des Universums hinaus haltbar zu machen.

Ehrgeizig!

Eine tolle Idee, eine große Aufgabe. Auf einer gewissen Ebene ist das sehr anschlussfähig an das, was man den Posthumanismus nennt. Das Abstrahieren vom Menschen schließt genau solche Projekte ein, die sich um den Menschen drehen, aber in einer Art und Weise, dass sie den Menschen nichts mehr angehen. Vom Menschen bleibt nur noch Schrift, ein Text für Aliens. Am Ende wird das Ziel sein, dass das, was wir mal waren, irgendwo eingraviert ist, damit es in, sagen wir, fünf Millionen Jahren irgendeine Spezies rekonstruieren kann, so wie wir heute die Lebensformen der Neandertaler rekonstruieren. Insofern schlägt da etwas sehr Zeitgemäßes bei Liu Cixin durch.

die wirkt dort am stärksten, wo sie auf Vertrautes angewendet wird. Und das, was der Literatur am allervertrautesten ist, ist nun einmal die Schrift, das Medium, in dem sie verfasst ist. Das höchste Maß an Selbstreflexion erzielt Science-Fiction deswegen dadurch, dass sie genau auf diese Verfahren, auf diese Technologie, in der Verfremdung reflektiert: Was ist überhaupt die Voraussetzung dafür, dass so etwas wie Schrift existieren kann? Wer braucht das? Ist das etwas, das allen Kulturen gemein sein muss, und zwar selbst in der abstraktesten Form? Die außerirdische Literaturwissenschaft teilt diese Reflexionen mit der Science-Fiction und stellt ihr gern ihr Wissen zur Verfügung.

Ist das alles gut lesbare Literatur? Nicht jeder Autor schreibt ja so unterhaltsam wie Liu Cixin.

Gelangweilt habe ich mich eigentlich nie. Ich habe da allerdings auch eine große Toleranz. Entscheidend ist immer, dass man eine Perspektive findet, von der aus auch scheinbar dröge und überforschte Texte – also so etwas wie Cyranos „Reisen zum Mond und zur Sonne“ oder Wells’ „Krieg der Welten“, selbst Laßwitz’ „Auf zwei Planeten“ ist ja mittlerweile Kanon –, in einem anderen Licht zu schimmern beginnen. Das Projekt einer außerirdischen Literatur zwingt einen zu solch einer Perspektive. Über fünfhundert Jahre spricht hier ein von Erdmenscheneinnehmbarer Raum durch ein vermeintliches irdisches Medium. Es wäre doch einfach kruder Terrazentrismus, wenn die Literaturwissenschaft sich nicht dazu aufraffen könnte, die außerirdische Position zu akzeptieren und die Rede vom All als Projektionsfläche humanoider Phantasmen und Wissensdiskurse einzustellen. Es macht im Übrigen auch sicher viel mehr Spaß, Kant mit den Augen der Marsianer zu lesen, von deren Existenz er fest ausgeht.

Haben Sie übrigens die Kontroverse um den Google-Chatbot LaMDA verfolgt, der angeblich ein Bewusstsein entwickelt haben soll? Er hat immerhin schon eigene Erzählungen geschrieben – vielleicht noch keine extraterrestrische Literatur, aber jedenfalls eine nicht-menschliche.

Ich habe mit LaMDA bislang noch nicht gesprochen, kann mir aber sehr gut vorstellen, dass der als Gesprächspartner viel interessanter ist als viele Leute, die einen sonst so umgeben. Letzten Endes, und da trifft man sich wieder mit den Außerirdischen, geht es auch in dieser Geschichte doch vor allem darum, was oder wer wir selbst sind. Wir werden uns, wenn wir uns mit künstlicher Intelligenz auseinandersetzen, natürlich immer mehr darüber unterhalten müssen, welche emotionale und situative Komplexität der Mensch tatsächlich besitzt. Und wie viel davon nur Einbildung ist.